

HANS DAMA

DURCH ZEITEN,
LÄNDER UND KULTUREN

Wien, 2020

Erstellt im Auftrag der Stiftung der deutschsprachigen Heimatvertriebenen aus dem Sudeten-, Karpaten- und Donauraum, Privatstiftung.

Verfasser: Dr. Hans Dama, 1160 Wien, Starckenburggasse 8/15

© Alle Rechte, auch des auszugsweisen Nachdruckes und der auszugsweisen oder vollständigen Wiedergabe, liegen beim Verfasser.

Herstellung: Alex Marc Fischer, Neuwaldegger Straße 38/2/2, 1170 Wien
Tel. +43 (0)650 / 588 66 66, E-Mail: office@verlag-pollischansky.at

Titelbild: Photo by who?du!nelson on www.unsplash.com

ISBN: 978-3-85407-083-2

ZUM GELEIT

In der provinziellen multiethnischen Enge einer ehemaligen k.u.k. Region nach dem Zweiten Weltkrieg in ein kommunistisches Korsett hinein geboren und daselbst aufgewachsen, schielte der ungetrübte Blick des Kindes und Jugendlichen stets über den sprichwörtlichen Tellerrand hinaus, um Ereignisse, die Entwicklung und Entfaltung des Milieus wie der dort lebenden Menschen aufmerksam zu verfolgen.

Als akribischer Beobachter konnten einem die wesentlichen wie auch die

weniger wesentlich erscheinenden Vorkommnisse nicht entgehen und sich in der bleibenden Erinnerung festsetzen, die dann, irgendwann abrufbar, schriftlich festgehalten werden konnte.

In den alten, aus den Tagen der Doppelmonarchie stammenden Atlanten, Karten und Lehrbüchern usw. konnten Informationen und Wissenswertes entdeckt und gehortet werden, die in der Stalinzeit ein völlig anderes Bild der Weltgeschichte zu vermitteln wussten und unsere Neugierde geweckt und gefördert haben, was mir, nachdem ich vom Schicksal in die Welthauptstadt der Musik katapultiert worden war, fruchtbringend und nützlich sein sollte, vor allem, wenn man stets offenen Auges durch sein Umfeld schwebte und mannigfaches Interesse für alles Neue an den Tag zu legen bestrebt war. Doch die im Gedächtnis

einimentierten Erinnerungen aus Kindertagen ließen nicht los und so reifte in mir die Absicht, diese Erlebnisse auch an kommende Generationen weiterzureichen, damit fürderhin glaubhafte wie auch unglaublich erscheinende Zustände wach gehalten werden können.

Die sich mir schließlich aus der alten Kaiserstadt eröffnenden Möglichkeiten des Reisens – auch in ferne Länder und zu mir bis damals unbekannt Kulturen – wurden im Zuge von Forschungs- und Studienreisen intensiv genutzt und die hinsichtlich der Ergebnisse dieser Reisen erfolgten Aufzeichnungen wurden in komprimierter Form festgehalten und sollen in der Folge in dieser Sammlung an die interessierten Leser herangetragen werden. Man bedenke, dass dies keine Urlaubsaufzeichnungen sind. Daher ist auch die Informationsfülle

beabsichtigt, die mitunter in datenhafter Üppigkeit auszufern scheint, doch mir erschien dieser Transfer für den Leser hilfreich.

Bereits in meinem Band „Unterwegs“ wurden Informationen dieser Art vermittelt, sodass dieser Band quasi als Folge des obgenannten betrachtet werden könnte.

Wien, im Mai 2020

DIE FÜNFZIGERJAHRE

Als Kriegskind des Jahres 1944 erfuhr ich lediglich aus Erzählungen – vor allem aus denen meiner Mutter, geborene Eva Riesz – was sich kurz nach meiner Geburt in der näheren Nachbarschaft ereignet hatte; ich selber konnte später, am Anfang der 50er Jahre, optisch erfassend bzw. begreifend erleben, was sich um mich herum abgespielt hatte.

Durch das neugeborene Kriegskind hatte meine Mutter von den sowjetischen Soldaten nichts zu befürchten,

obwohl ich – schreiend – des öfteren verkellert wurde in der Annahme, dort würde man mein Gebrüll nicht wahrnehmen.

Die besagten Soldaten hatten es auf einen anderen, den unserem Haus in der Altgasse gegenüber liegenden Keller des „Khanse Hans“, abgesehen, wo die Weinfässer in ihrer kompaniegleichen Aufstellung geradezu für halbverdurstete Ostsoldaten einladend, ja herausfordernd magnetisierend wirkten.

Mutter erzählte mir, dass drüben eines Tages die Hölle los war: In ihrer penetrant unersättlichen Gier nach dem Bacchussaft hatten die Schusswütigen mit MPs Löcher in die Fässer geschossen und sich vor diese niedergeworfen, um mit geöffnetem Mund den begehrten Traubensaft direkt aufnehmen zu können. Andere wiederum, die es von der zivilisierten Seite angehen wollten, fingen je

nach Belieben den weißen oder roten Strahl in ihre Helme; so konnte man sich doch gewiss bequemer am Banater Wein erquicken.

Dass mitunter auch Schüsse gefallen sind, gehörte zu solchen Festspielen; als dem diensthabenden Offizier weder Gehör noch Achtung geschenkt wurde und er sich der tobenden Horde nicht mehr erwehren konnte, entriss er dem Nächstbesten die MP und durchlöcherte einen Fassinhaltsinhalierer: Befehlsverweigerer durften nicht ungestraft davonkommen und wenn's die Kapitalstrafe war. Sofort kehrte Ruhe, nach Stunden allmählich auch die Nüchternheit ein ...

Später, Anfang der 50er Jahre, als man auch in Großsanktnikolaus die Gründung der Kollektivwirtschaft unter Anwendung von Überzeugungs- und Druckmitteln beschleunigte, hatte ich – mein Bruder und meine Schwester waren unter Aufbietung

großer Opfer seitens der Familie in weiterbildenden Schulen in Temeswar – von den Eltern bloß vernommen, dass sich am selben Abend etwas Besonderes ereignen würde.

Und tatsächlich: In der Abenddämmerung kamen Männer in unser Haus: fünf bis sechs, die, freundlich grüßend, vom ebenso freundlich einladenden Vater in die Wohnküche gebeten wurden.

Es war die sogenannte fliegende T(G)ruppe vom Städtischen Volksrat, die ihrer Pflicht walten musste und alle renitenten 9-Joch-Bauern* durch politisch-ideologische Überzeugungsarbeit zum *Kollektiv*-Beitritt hätte bewegen sollen ...

Vater, ein redlicher, fleißiger und selbstbewusster Mann, wollte davon nichts hören und hatte in seiner Standhaftigkeit den Männern be-

* 9-Joch-Bauern waren jene Bauern, die in der rumänischen Armee gedient hatten und denen man diese 5 ha zunächst überlassen hatte.

kundet, dass er, unter Nennung aller Nachteile dieser, nicht daran denke, der Kollektivwirtschaft beizutreten ...

Die Männer zeigten Verständnis: Sie taten ja nur ihre Pflicht, ein Ausspruch, der in jedem Regime und in jeder Gesellschaftsordnung – im Nachhinein – pardonierend serviert wird. Und auch in diesem Falle nicht unangebracht war: Vater kannte jeden Einzelnen, und jeder von ihnen kannte Vater sehr gut.

All das hatte nichts mit der guten Bewirtung zu tun, die ihnen wie auch anderen, in ähnlichem Auftrag agierenden Gästen, zuteil geworden war ...

Insgeheim wurde Vater von Zeit zu Zeit in der abendlichen Dunkelheit von einem seiner ehemaligen Arbeiter, R.K., nunmehr Präses der Kollektivwirtschaft (KW), besucht, der in dieses Amt eingepflanzt worden war, vom Tagesablauf und von der gesamten Struktur des Betriebes entsetzt und

angeekelt berichtete und Vater beschwor, dem „Laden“ nicht beizutreten.

Später, 1958, entledigte sich Vater des mit den Jahren stetig zunehmendem Druckes zum Beitritt in die KW in eleganter Weise: Er schenkte dem Staat all seinen Grund und Boden, ausgenommen die zirka 15 Ar Weingarten.

ANFANG DER 50ER JAHRE

Langsam und geräuschvoll tuckerte ein Traktor der Hannoverschen Firma Hanomag oder ein „Kölner“ Deutz – die man einst ihren früheren Besitzern, Familie Peter Wilp, Hans Jung oder anderen gemäß der Nationalisierungsgesetze weggenommen und der MTS (Maschinen-Traktoren-Station) oder der Kollektivwirtschaft „Drumul lui Lenin“ (Lenins Weg) einverleibt hatte – durch die Anfang der 50er Jahre kaum mit Verbrennungsmotoren befahrene Altgasse in Großsanktnikolaus.

Lediglich Pferdegespanne wirbelten den Staub der damals noch nicht asphaltierten, doch bereits in der k.u.k. Zeit mit Steinen gepflasterten Fahrbahn auf, was besonders im Sommer recht unangenehm werden konnte, weil ja die Nebenfahrbahnen links und rechts von diesem „Kiesdammstreifen“ von knöcheltiefem Staub bedeckt waren.

Uns Kinder konnten hingegen selbst dicke Staubwolken nicht vertreiben, denn wir wollten doch – und das besonders in den langen Sommerferien – auch etwas von dem Treiben auf der Straße mitbekommen. Und da war vor allem in den Morgen- und Nachmittagsstunden einiges los.

Gewöhnlich durfte ich mit Vater aufs Feld hinaus mitfahren, was dann früh aufstehen bedeutete, denn spätestens um halb vier ging es los. Für das für mich als Kind frühe Aufstehen –

für die Eltern war es ja bereits Gewohnheit geworden – sollte ich dann mit herrlicher Morgendämmerung und mit einem grandiosen Sonnenaufgang belohnt werden, wenn die feurige Kugel sich im Osten aus der Ebene hievte und ihre Strahlen sich flach über die mit frischem Morgentau bedeckten Felder ergossen.

Dazu das später geschriebene Gedicht: Morgen im Feld (In „Spätlese“)

*Es hustet blau der Sommermorgen,
der Tau beleckt einsam die Flur.
Im Weizenteppich regt sich nur
das Kleingetier, dem Aug' verborgen.*

*Beherzt das Strahlenspiel jetzt gleitet
über das reifescheue Feld;
ein zögernd' Laut durch Stille fällt;
wie frech der Wind durch Wogen schreitet ...*

*Dem Weckruf folgen Konkurrenten,
ereifernd, mordend das Idyll,
ich üb' Geduld, verharre still,
den Rufen folgend, den dezenten.*

*Dem Tag entwachsen Stund' um Stunde,
gar mahnend, endlich doch zu gehn;
am Rain bleib abschiedsschwer ich stehn:
Ein quälend Blick umschleicht die Runde ...*

Nach unserer Heimkehr vom Feld – so gegen acht Uhr – setzte ich mich in kurzer Clothhose neben das Gas-sentürchen und verfolgte die Ausfahrt der Landarbeiter: In der „Kollektiv“ – wie die Kollektivwirtschaft salopp bezeichnet wurde – hatte man es nicht eilig, hinaus auf die vormals den Bauern gehörenden Felder zu gelangen, denn der Tag sollte lang, heiß und mühevoll werden.

Und weil das ganze Land unter sowjetischem Einfluss stand, musste man auch im ländlichen Milieu die Landarbeiter zu Freundschaftsäußerungen gegenüber dem großen „Vater der Völker“ bewegen, was sich dann wie folgt abgespielt hat: Auf einem von zwei Pferden gezogenen Plattformwagen saßen jeweils am Wagenrand

„TITO“ AN DER GRENZE VERHAFTET

Ein ruhiger Nachmittag im Frühherbst
Anfang der 50er Jahre in der Banater
Kleinstadt Großsanktnikolaus, nahe
der Grenze zum damaligen Jugosla-
wien.

Vollkommene Stille lag über dem
Städtchen, kein Windhauch, kein Vo-
gelgezwitscher war zu vernehmen, so
als wäre die Natur in eine tieftrunkene
Siesta versunken.

Lediglich in den Höfen und Hinterhof-
gärten verrichteten die Menschen in

ihren bescheidenen Kleinwirtschaften die saisonal anfallenden Arbeiten.

Doch scheinbar wurde die idyllische Ruhe trotzdem gestört, als ein beweglicher Punkt am Ende der Hauptstraße vor der Wegkrümmung der aus Nero und Marienfeld führenden Straße bemerkbar wurde.

Als sich der bewegliche Punkt näherte, wurde eine Handvoll Soldaten gewahr, die mit dem Getrampel ihrer schweren Stiefel die Aufmerksamkeit auf sich zogen: Sechs mit Gewehren bewaffnete Grenzsoldaten mit verstaubten Stiefeln und schweißdurchtränkten Uniformen eskortierten einen in Ketten gelegten Gefangenen.

Dieser, von kleinem Wuchs und rundlichem Körperbau, in schmutzigen, verstaubten Kleidern, unrasiert und mit von der Herbstsonne verbranntem Gesicht, konnte kaum aufrecht gehen, schleppte schwerfällig seine unteren Extremitäten des Weges –

beinahe am Ende seiner Kräfte – nach einem langen Gewaltmarsch.

Die vom schweren Stiefelgetrampel aufmerksam gewordenen Bewohner erschienen, nach und nach, neugierig und verwundert auf der Straße, denn dieses Erscheinungsbild war in seiner Einmaligkeit ein völliges Novum für die gaffend in den Hauseingängen Herumstehenden.

Einige schienen den Pseudogefangenen erkannt zu haben. Es war der Herr Ungureanu, der Holzschneider, der mit seiner Maschine – vor allem nun, im Herbst, vor dem herannahenden Winter – allerorts unterwegs war, Holzscheite zu schneiden. In der gesamten Umgebung hatte der emsige Herr Ungureanu reichlich zu tun, war allseits bekannt und geschätzt.

Die erstaunten Ortsbewohner fragten die Grenzsoldaten, was es denn mit dem gefesselten Gefangenen auf sich hätte.

„Wir haben den Tito gefangen genommen“, lautete die stolze Antwort der Grenzler ...

Und tatsächlich – Herr Ungureanu wies eine gewisse Ähnlichkeit mit dem vermeintlichen Gefangenen auf. Doch treibt sich ein Staatschef alleine im Grenzgebiet Jugoslawien – Rumänien gar als Spion herum? Unglaublich, diese Absurdität.

„Seht nur einer: TITO ist doch unser fleißiger Holzschneider, Herr Ungureanu, bekannt in der ganzen Gegend.“

Die Grenzsoldaten kümmerten sich keinesfalls um diesen Hinweis: „Wir haben Befehl, den Gefangenen an die Rayonsverwaltung zu überstellen.“

In Wirklichkeit glaubten wohl auch die Soldaten selbst, die ihren Militärdienst als Grenzler versahen, nicht, dass ihre „Beute“ tatsächlich TITO wäre.

Die Sache war nämlich eine andere: Für außergewöhnliche „Heldentaten“

bzw. für ihre Wachsamkeit an der Grenze, vor allem an dieser – Tito hatte sich hinsichtlich seines politischen, von der UdSSR abweichenden Weges bezüglich der Entwicklung der sozialistischen Gesellschaftsordnung mit Stalin überworfen – erhofften sich die Grenzsoldaten als Belohnung ein paar Tage Heimaturlaub in ihren entfernten Herkunftsgebieten.

Scheinbar haben sie den auch in diesem Fall erhalten, doch Herr Ungureanu wurde sofort auf freien Fuß gesetzt.

SERENADEN AN DER GRENZE

Pechschwarze Nacht überschüttete die Heide, der nur zaghaft von allmählich kühn werden wollenden Sternen ihr Dunkel abhanden kam. Dieser Wandlung erfreuten sich sechs junge Banater Schwaben, die in ihrem Kleinstädtchen die abendliche Langeweile überwinden und etwas Außergewöhnliches in Angriff zu nehmen bereit waren.

Nach langen Gesprächen fiel, wie so oft, das Stichwort „Ständchen“, die

abends oder nächtlich so begehrte Serenade, vor allem beliebt bei den Ausführenden.

In dörflichen Gegenden oder in der Kleinstadt waren diese abendlichen Gesangsdarbietungen vor den Fenstern der Angebeteten und/oder eines Freundes ja kein Problem. Man sang ein, zwei Lieder und wurde, wenn empfangsbereit, ins Haus hineingebeten oder widrigenfalls per kurzer Lichtzeichen signalisiert, dass man nicht willkommen bzw. die „angesungene“ Person außer Hauses war usw.

In solchen Fällen zog man unverrichteter Dinge wieder von dannen ... und suchte sich wohl ein anderes Ziel.

Bei den Ständchensingern ging es meistens um die Ehrerweisung einer Person, einem Ehepaar gegenüber, oft aber auch darum, den Durst zu stillen – wissend, dass die besungene Person über qualitativ ansprechende

Getränke diverser Art, Wein oder Liköre, verfügte.

Oft wollte man sich bloß einen Jux machen, um zu testen, wie gewisse Personen in solchen Situationen reagieren würden.

Laue Sommernächte waren für solche Ständchen prädestiniert, doch man durfte die Sache nicht zu früh am Abend angehen, also wartete man bis Mitternacht, was dann allerorts Hundegebell hervorgerufen hat, jedoch keine Beschwerden seitens der Nachbarn, was schon mal beruhigend wirken konnte.

Dass diese Serenaden stets im Wohnort angegangen wurden, sollte langsam fad werden, und so grübelte man, wo bzw. wohin man solche Aktionen ausweiten könnte.

Jemand äußerte einen verrückten Vorschlag: „Wie wäre es denn mit Marienfeld?“

Marienburg war stets ein Ort mit magischer Anziehungskraft – nicht nur wegen der Lage dicht an der Grenze zum damaligen Jugoslawien, von dem man wusste, dass der dortige Kommunismus ein anderes, lockereres Gesicht als das System in Rumänien hatte; andererseits waren bzw. sind die Marienfelder Weine bzw. der „Kognak“ auch im Ausland bekannt und geschätzt.

Nicht von ungefähr hatte der bedeutende rumänische Lyriker Nichita Stănescu in den letzten Jahren seines Lebens allsommerlich ein Lyrik-Camp in Marienburg eingerichtet, das sich auch dank der guten Tropfen großer Beliebtheit erfreute.

Ich konnte diesbezüglich von meinem Bruder Einzelheiten in Erfahrung bringen, weil Ludwig als Film-Club-Leiter des Großsankt Nikolauser Kulturhauses stets als Filmer zu den Marienfelder Lyrik-Veranstaltungen eingeladen worden war.

Und da übte Marienfeld doch auch wegen seiner feschen Mädels vor allem auf junge Burschen eine magische Anziehungskraft aus.

Der geschätzte Leser sollte aber wissen, dass Anfang bzw. Mitte der 60er Jahre ein Pkw ein seltener Besitz war, auch Motorräder gab es lediglich selten – aber wie sollten sechs Schwaben die Strecke von 18 km nachts auf einer nicht geteerten Straße bewältigen?

Der jugendliche Enthusiasmus kannte keine Grenzen: Schließlich konnte man drei Fahrräder organisieren ... und dass man sich auf diesen auf den Weg machte – zwei Personen pro Rad –, war mehr als eine gewagte Angelegenheit ... zumal auch die Beleuchtungseinrichtungen an den Fahrrädern fehlten. Uns schien all das nicht zu kümmern.

Unterwegs wurden wir auf der Landstraße von keiner Grenzpatrouille

behelligt – ein Glück, denn die wenigsten hatten ihren Personalausweis eingesteckt. Nicht auszumalen, was geschehen wäre, wenn ... Natürlich verhielten wir uns ruhig, denn jede Lärmquelle hätte uns vermutlich Scherereien eingebracht.

Langsam lichtete sich das Dunkel, und die Sterne sollten es gnädig mit uns meinen.

Ohne Zwischenfall erreichten wir Marienfeld: Es muss um Mitternacht gewesen sein.

Vollkommene Ruhe lag über der Banater Großgemeinde, die meisten Bewohner wohl in tiefen Schlaf verfallen.

Wir mussten uns, von der beschwerlichen Fahrt erschöpft, auf einer Bank ausruhen; gleichzeitig wurde beraten, wo wir unser Vorhaben starten sollten. Da wir größtenteils ortskundig waren, wollte man zwecks Vermeidung von

Leerläufen eine gewisse Reihenfolge einhalten. Den Anfang machten wir im Elternhaus von W. I. ...

Durstig von der beschwerlichen Fahrradreise, sprachen wir gerne dem gereichten kühlen Weißweintrank zu, plauderten mit den Hausleuten und deren Tochter, wollten jedoch nicht lästig werden und, nach herzlicher Verabschiedung, zogen wir unseres nächtlichen Weges, denn wir hatten an diesem Abend bzw. in dieser Nacht noch einige Ständchen darzubringen.

Wir vermuteten, dass die behelligten Familien es als eine erwiesene Ehre betrachten würden, wenn junge Männer von weither ihre Töchter mit einer abendlichen Serenade bedachten.

Aufs Gemüt drückende Lieder hatten wir ja zur Genüge in unserem Repertoire, und sie kamen auch überall gut an. Ob sich unter den Sängern wohl auch ein heiratswilliger Kandidat befunden hatte ... wer weiß ... doch so

weit dachten wir noch nicht. Uns ging es darum, eine gute Figur abzugeben, einen angenehmen Eindruck zu hinterlassen.

Die besuchten Adressen waren schnell ausgemacht, und unsere Bemühungen wurden überall belohnt: Man öffnete uns und bat uns ins Haus bzw. in den Gang oder Flur des Hauses, wo wir entsprechend bewirtet wurden, und dass wir eine anstrengende Reise auf uns genommen hatten, leuchtete den Hausleuten und ihren Töchtern ja ohnehin ein, denn es war für sie eine besondere Freude, die aus einer gewissen Entfernung und auf abenteuerliche Weise zu ihnen gefundenen Burschen in ihrer Mitte zu sehen ...

Wir gaben stets unser Bestes, tasteten uns in der Dunkelheit voran, mitunter vom Gekläff nervös gewordener Haushunde begleitet, denn obwohl wir leise zu sein versuchten, war von

unserem Stimmengewirr wohl doch etwas zu vernehmen ...

Zu vorgerückter Stunde und von Weinseligkeit befangen, schienen sich unsere Schritte verbleiernd zu verlangsamen. Die Fahrräder wurden behutsam neben uns hergeschoben und boten einen gewissen Halt, der uns guttat ...

In diesem Zustand an die beschwerliche Rückreise nach Großsanktnikolaus zu denken, fiel keinem ein ... noch war man völlig auf unser Ziel fixiert – weitere Ständchen in Angriff zu nehmen. Alles lief gut und ohne den geringsten Zwischenfall.

Es mochte so gegen zwei Uhr gewesen sein: Wir sangen drauflos, als wär's unsere letzte Serenadenaktion gewesen, wurden auch ins Haus gebeten, bewirtet ...

Dann kam die Sprache auf die Rückfahrt, denn dieses stets verdrängte

Thema musste nun wohl aktuell werden ... Im Zuge der Debatte meinte die Hausfrau, wir könnten in diesem erschöpften Zustand jetzt doch nicht in die Pedale treten ...

Sie bot uns kurzerhand an, in ihrem Heim zu übernachten, obwohl zwei aus unserer Mitte – einer war Peter, der Name des anderen entfällt mir – mit einem Fahrrad unbedingt in dieser Nacht zurück mussten, um in der Früh am Arbeitsplatz zu erscheinen.

Wir anderen vier hatten Ferien, waren also nicht abgeneigt, den Beherbergungsvorschlag anzunehmen. Unsere beiden Freunde machten sich jedoch auf den Rückweg, wir Hinterbliebenen zierten uns und wollten der Hausfrau keine Umstände bereiten ... Die Tochter der Hauses unterstützte ihre Mutter in deren Ansinnen, uns zur Nächtigung dort zu behalten ... Also schlugen wir vor, uns alle vier bekleidet quer über ein Bett zu legen,

HABSBURGER SPUREN AUF MADEIRA

Seit dem Tod des letzten Monarchen der Doppelmonarchie, Kaiser Karl I., den auf der Blumeninsel im Atlantik sein Schicksal ereilt hat, gelangen immer wieder Gerüchte und Spekulationen um das Leben des Ex-Kaisers in seinem letzten Domizil auf der Insel Madeira in Umlauf ...

Madeira – die Blumen-Insel des „ewigen Frühlings“ im Atlantik. Die von Touristen ebenso beehrte wie von Heilung suchenden Patienten mit Er-

krankungen der Atemwege – wegen des Holzreichtums auch Holzinsel („Ilha do Iolegname“) genannt, war angeblich bereits den Phöniziern bekannt, doch erst das Jahr 1419 gilt als Datum der Inbesitznahme durch den Portugiesen João Gonçalves Zarco. Die tatsächliche Besiedlung der Inselgruppe (Madeira, Porto Santo und Ilhas Desertas) erfolgte dann ab 1425 auf Betreiben Heinrichs des Seefahrers (*4. März 1394 in Porto; † 13. November 1460 in Sagres*), der für die Bearbeitung der Zuckerrohrplantagen Sklaven von der Küste Guineas aus Nordafrika und von den Kanarischen Inseln auf die Insel brachte und vorerst die Waldbrandrodung veranlasste.

Ankunft in Funchal, Hauptstadt und Hafen von Madeira: Kaum an Land, schiebt sich eine weibliche Statue, in

* Der portugiesische Infant war bedeutender Auftraggeber von Entdeckungsreisen im 15. Jahrhundert, veranlasste die Entdeckungsfahrten entlang der westafrikanischen Küste und begründete die portugiesische See- und Kolonialmacht. Mit ihm und durch ihn beginnt die koloniale europäische Expansion.

Bronze gegossen und in Lebensgröße stehend, in einem bunten Kleid mit einem Buch in ihrer linken Hand ins Blickfeld: Das Denkmal der Kaiserin Elisabeth von Österreich-Ungarn, westlich vom Stadtzentrum, im Casino-Park. 1860 war die Kaiserin zur Genesung einer Lungenerkrankung zu einem Kuraufenthalt auf die wegen ihres milden Klimas berühmte Insel gekommen (was wohl auch eine „Flucht“ vom Wiener Hofleben bzw. dessen strengem Hofzeremoniell war). Ihr Logis befand sich in der ehemaligen rosafarbenen Villa Davies, besser bekannt als Quinta Vigia, an deren Stelle sich heute das Casino-Park Hotel befindet.

Hier fand sie Zeit und die erforderliche Ruhe, über ihr Leben nachzudenken. Folgende Eintragung in ihr Tagebuch in Form eines Vierzeilers lässt uns schlussfolgern, wie unglücklich die Kaiserin unter den Zwängen des Wie-

ner Hoflebens gelitten haben muss:

*„Ich bin erwacht in einem Kerker,
und Fesseln sind an meiner Hand.
Und meine Sehnsucht immer stärker.
Und Freiheit! Du mir abgewandt!“**

Die portugiesische Romanautorin Augustina Bessa-Luís greift diese romantischen Verse der vom Wiener Hof geflüchteten Kaiserin auf und verflucht sie mit dem Lebensschicksal eines jungen portugiesischen Mädchens.

Während ihres Portugal-Aufenthaltes (November 1860 bis April 1861) trifft die Kaiserin Elisabeth von Österreich-Ungarn auf Madeira 1860 Theaterstar Emília das Neves – ein Melodram über die Rolle der portugiesischen Frau (Die Welt der Frau in Portugal ist noch immer ein finsterer Kerker). Emília das Neves (1820-1883) war der erste weibliche Theaterstar in Portugal, der von der Analphabetin

* In: Andy's Wortgeflecht – Zitat der Woche (KW 52, 2008) – von Sissi alias Kaiserin Elisabeth von Österreich und Ungarn; 22. Dezember 2008 von „Wortgeflecht.de“.

zum Superstar mutierte und Ehefrau eines Multimillionärs wurde.

Wir nehmen Abschied vom Sisi-Denkmal und wollen hinauf nach Monte.

Mühsam schlängelt sich der Reisebus auf den engen Serpentinstraßen von Funchal (< Funcho = Fenchel) in Richtung Monte empor, der 600 m über der Hauptstadt der „Holzinsel“ Madeira gelegene Luftkurort. Die engen häuserbegrenzten Bergstraßen brächten gar manchen Flachlandchauffeur ins Schwitzen, vor allem wenn in den Kurven zwei aus entgegengesetzten Richtungen kommende Busse mit einem schier endlosen Appendix von Fahrzeugen aneinander vorbei müssen und bloß ein millimeterenger Spalt die drohende „Berührung“ vermeidet.

Mit zunehmender Höhe werden die Straßen flankierenden Häuser größer, bis schließlich Villen mit blühenden Gärten – die gibt es auf Madeira über-

all und zu jeder Jahreszeit – unsere Blicke fesseln. Betuchte Engländer haben sich hier eine schicke Bleibe eingerichtet: Zur Kolonialzeit haben sie, ehe sie aus Übersee in ihre klimatisch unwirtliche Heimat zurückkehrten, hier einen Akklimatisierungsstopp von mehreren Wochen eingelegt. Und viele kamen wieder und blieben, wie die Familie Blandy zu Beginn des 19. Jahrhunderts. Heute kontrolliert sie den Weinhandel mit dem berühmten und unverwechselbaren Madeira-Wein, den Immobilienhandel und vieles mehr.

Dementsprechend liegt auch die Familienresidenz: in einer für Besucher gegen Entgelt zugänglichen Parkanlage mit exotischen Bäumen und Blumen aus allen Erdteilen. Hier könnte man – wie auch im Botanischen Garten (Jardim botânico) oder im Tropischen Garten tagelang verweilen, denn dort, wo jeweils zirka 20.000

verschiedenartige Gewächse Augen und Nasen erfreuen, gelangt eine unvorstellbar paradiesische Pracht zur Entfaltung.

Very british ist auch das Teehaus inmitten von Blandy's Garden; die himmlische Ruhe wird hin und wieder von den Motoren der Gärtnergeräte und vom Vogelgezwitscher unterbrochen und deutet darauf hin, dass wir eigentlich noch auf Erden weilen ...

Man drängt uns zur Weiterfahrt, hinauf zur Wallfahrtskirche Nossa Senhora do Monte („Unserer Gottesmutter von Monte“). Auf dem Altar die kleine Maria-Statue, die, der Legende nach, im Wald gefunden wurde: Ein Hirtenmädchen erzählte zuhause, ihm sei eine schöne Frau in Purpurgewändern erschienen und habe mit ihm geplaudert; doch man schenkte dem Kind kein Gehör. Die Begegnungen und die Berichte des Mädchens wiederholten sich, bis schließlich der

misstrauische Vater, hinter einem Baum lauernd, dem Gespräch des Mädchens mit der sonderbaren Frau folgte. Als er sein Versteck aufgab, war die Frau verschwunden: An jener Stelle blieb lediglich die Statue zurück.

In dieser Wallfahrtskirche, die alljährlich am Marienfeiertag, dem 15. August, von tausenden Pilgern besucht wird, befindet sich das Grabmal des letzten unglücklichen* Habsburg-Monarchen Karl I., Kaiser von Österreich und König von Ungarn (Karl I.: Franz Joseph Ludwig Hubert Georg Maria *17. August 1887 auf Schloss Persenbeug in Niederösterreich; † 1. April 1922 in Funchal auf Madeira), der hier in Monte mit seiner Familie und mit seinem Gefolge die letzten Lebens-

* Karl, für seine Funktion als Monarch nicht vorbereitet, war aus den Schützengräben des Ersten Weltkriegs geholt worden und scheiterte in den mit seinen beiden Schwägern, den Prinzen Sixtus und Xavier von Bourbon-Parma – Offiziere der feindlichen belgischen Armee –, auf Schloss Laxenburg südlich von Wien am 23. März 1917 geheim geführten Bestrebungen eines Sonderfriedens für Österreich-Ungarn („Sixtus-Aktion“) aufgrund misslicher Umstände.

monate verbrachte und wunschgemäß in der Wallfahrtskirche seine letzte Ruhestätte finden sollte.

Wir mühen uns vom oberen Plateau die 147 Stufen hinauf zur kleinen Barockkirche, die vom Hafen aus gut sichtbar ist und abends beleuchtet wie ein Blickfang wirkt. Auf dem Vorplatz der Kirche die riesige, auf einem massiven Sockel stehende Statue des am 3. Oktober 2004 selig gesprochenen Ex-Kaisers – ein Fotomotiv nicht nur für Monarchisten. An der Kirche erinnert eine Gedenktafel an den Imperador.

Das Grabmal befindet sich auf der linken Seite im Inneren der Kirche in einer durch ein Gitter verschlossenen kleinen Kapelle. Durch die Gitterstäbe erspähen die neugierigen Blicke der andauernden Besucherströme zu beiden Seiten des Sarkophags die ehemaligen Nationalflaggen Österreichs und Ungarns, und stets frische

Blumen beleben die Tristesse um den letzten wie tragischen Kaiser der Doppelmonarchie, der nach Franz Josephs Tode (21. November 1916) aus den Schützengräben des Ersten Weltkriegs auf den Thron gehievt wurde.

Auch Karls I. in rotem Plüsch gehaltene Kniebank gehört zum kargen „Inventory“ der Grabeskapelle.

Karl I. und seiner Familie sowie seinem kleinen Gefolge wurde, nachdem er am 11. November 1918 in Österreich gezwungenermaßen eine Thronverzichtserklärung unterzeichnet und zwei Tage später auf Schloss Eckartsau im niederösterreichischen Marchfeld auf Wunsch ungarischer Spitzenpolitiker auch auf die Ausübung seiner Staatsgeschäfte in Ungarn verzichtet hatte, die Abreise „in allen Ehren“ ermöglicht. Am 23. März 1919 verließ der Hofzug das niederösterreichische Eckartsau im Marchfeld, doch vor dem Grenzübertritt in

die Schweiz widerrief Karl seine Erklärung vom 11. November 1918 und protestierte gegen seine Absetzung als Herrscher.

In seinem Exil auf der Atlantikinsel Madeira verbrachte Karl mit seiner Familie die letzten Jahre seines kurzen bewegten Lebens.

Karl I. wohnte hier mit seiner Familie vorerst im Hotel Victoria in Funchal, doch nach dem Diebstahl der persönlichen Juwelen sah sich die Familie genötigt, in ein kostengünstiges Logis zu wechseln. Dies wurde ihr von der Anfang des 19. Jahrhunderts aus London nach Madeira übersiedelten Familie des David Webster Gordon bzw. dessen Nachkommen Dr. Gordon im 1826 errichteten Herrenhaus Quinta in Monte, seitens des nunmehrigen Eigentümers Luis Rocha Machado, angeboten. Im November 1921 übersiedelte die Kaiser-Familie in das Herrenhaus des heutigen Quinta Jardins

do Imperador in Monte, einer riesigen Park- und Rasenanlage, in der dem Gefolge der Monarchen-Familie zwei weitere Häuser und etliche Pavillons zur Verfügung standen.

Hier versuchte man, dem Kaiser und seinem Gefolge ein heimatisch-alpenländisches Milieu mit einem kleinen Bach, über den ein paar kleine Brücken gebastelt wurden, zu schaffen. Außerdem wurden auch inselfremde Hasen und Rebhühner herbeigeschafft: Die Jagd war eine der wenigen sich dem Kaiser bietenden Ablenkungen. Eine Fotomontage in einem kleinen Nebengebäude der Villa (eigentlich ein ehemaliges Gesindehaus) ist letzter Zeuge jener Monate vor dem tragischen Ende des Monarchen.

Nachdem Karl I. sich am 9. März 1922 eine schwere Erkältung zugezogen hatte, wurde erst – um Geld zu sparen, blieb die Villa auch im hier oben unwirtlichen Winter ungeheizt – am

21. März ein Arzt gerufen, der eine akute Lungenentzündung diagnostizierte: Für den fünfunddreißigjährigen Karl gab es keine Rettung mehr. Er verstarb am 1. April 1922 – als letzter gekrönter Kaiser der Doppelmonarchie.

Der bereits vom Tode gezeichnete Monarch hatte den Wunsch geäußert, ihm hier oben, in der Kirche Nossa Senhora in Monte oberhalb von Funchal, seine letzte Ruhestätte zukommen zu lassen, wo er dann auch am 5. April unter Anteilnahme von etwa 30.000 Personen in einer linken Seitenkapelle der Kirche beigesetzt wurde.

Auf dem Sarg die Vater-Unser-Worte: „Fiat voluntas tua. – Dein Wille geschehe.“

Um die Mitte des 20. Jahrhunderts wurde sein Herz in die neu angelegte Familiengruft der Habsburger unter der Loretokapelle des schweizerischen Klosters Muri im Kanton Aargau überführt.

Antropología e Historia) vertritt die Auffassung, dass die messianische Denkweise der westlichen Welt die Interpretation bezüglich der Entstehung der Welt in der alten Maya-Zivilisation wie auch die Genese des Volkes der Maya falsch gedeutet hätte. Diese wäre in Zyklen berechnet und nicht chronologisch in Jahren, wie das z. B. in den Kulturen des Vorderen Orients der Fall gewesen ist, für die das Ende einer Ära der Anfang einer neuen bedeutet hatte und nicht das Ende der Welt.

PROPHEZEIUNGEN DER MAYAS

Einige Fachleute teilen nicht die Meinung, dass die Mayas das Ende der Welt vorhersagen konnten, andere wiederum sind mit dem Weltuntergangsdatum nicht einverstanden. Diesbezüglich meint Eric Velasquez von der Autonomen Universität Mexi-

kos (Universidad Nacional Autónoma de México = UNAM): Hier sei die Rede von gezielten Falschinformationen in Sachen Marketing ... und selbst wenn etwas dran wäre, dann dürften wir uns nicht beunruhigen, weil die Mayas keine ernstzunehmenden Propheten waren.

Nach William Saturno von der Boston University haben die Mayas weder das Ende der Welt noch die spanischen Eroberungen vorausgesagt.

Selbst wenn die Horoskope der Astrologen manchmal übereinstimmen, sind diese konsultiert und wiederholt interpretiert worden, auch von unseren Zeitgenossen wohl ironisch gedeutet wie der für den 21.12.2012 prophezeite Weltuntergang.

Vielleicht weil gerade diese wissenschaftlichen Vorhersagen wie z. B. der Klimawandel, die Börseneinbrüche u. a. unserer zeitgenössischen Welt entsprechen. Wir haben es jedoch

gelernt, mit den unausbleiblichen Katastrophen zu leben: Das menschliche Leben vermag sich den gegebenen Vorkommnissen anzupassen und die diesbezüglichen Spekulationen werden nicht ernst genommen – so wie das Datum 21.12.2012.

DER KOLLAPS DER MAYAS

In den Forschungen nach den Ursachen des Niedergangs der Maya-Kultur, führen die Fachleute folgende mögliche Gründe an: die exzessive Ausbeutung der Natur bzw. der natürlichen Ressourcen, viele Kriege, klimatische Faktoren usw. Es muss unbedingt darauf hingewiesen werden, dass den Mayas Metalle unbekannt waren.

Um den Beginn des 9. Jahrhunderts war die Stadt Tikal (liegt heute in Guatemala) mit ihren 60.000 Einwohnern die größte und üppigste Stadt des Kontinents. Der größte Pomp kam von

außerhalb: Die große Rivalin, das benachbarte Calakmul, wurde besiegt, aber hundert Jahre später war Tikal zu einer Ruine verkommen; lediglich 5-15 % der Einwohner verblieben in den Ruinen der einst blühenden Stadt.

Beginnend mit dem Jahr 695 erlitten auch die anderen Maya-Zentren das gleiche Schicksal. Dieses Datum kennzeichnet den Niedergang der klassischen Periode in der Maya-Kultur im Bereich Mittelamerikas bzw. auf den Territorien des heutigen Guatemala, Belize, Honduras und auf der Halbinsel Yucatan, wo sich kein Zentralstaat entwickeln konnte, weil unter den rivalisierenden Regionalstaaten dieser Prozess durch Kriege vereitelt wurde, unter denen Tikal und Calakmul eine Sonderstellung innehatten.

Der Beginn dieser Zivilisation kann angenommenerweise auf das Jahr 2600 v. Chr. angesetzt werden, die klassische Periode um das Jahr 250

n. Chr. Die Bevölkerungszahl stieg auf einige Millionen: reichhaltig ausgestattete Pyramidentempel, in denen in Blau bestrichene Menschenopfer in zeremoniösen Ritualen den Göttern geopfert wurden.

Die Mayas bedienten sich zwecks Aufzeichnung wichtiger Ereignisse wie z. B. im Bereich der Architektur, der Skulptur, der Mathematik, der Astronomie u. a. eines bestimmten Schriftsystems. Vernachlässigt wurden hingegen Aufzeichnungen im Bereich der Landwirtschaft: Die Bodenbestellung erfolgte ohne Pflug und ohne den Einsatz von Tieren, was recht lange Zeit andauerte – ungefähr bis zum Jahr 900, als sich der Niedergang abzuzeichnen begann. Die wahren Ursachen bleiben unbekannt.

Lediglich Spekulationen können angestellt werden, weil die spanischen Eroberer durch die Inquisition des Jesuitenpaters Diego de Landa alle

Aufzeichnungen der „Ungläubigen“ der Vernichtung zugeführt haben. So sind die zeitgenössischen Forscher auf vage historische Interpretationen angewiesen, die jedoch wie auch die sozialen Konflikte innerhalb der Mayas aus dem Blickwinkel des 20. und 21. Jahrhunderts erfolgen.

So wurde beispielsweise der Untergang der klassischen Periode Kriegen, Sozialkonflikten und der Invasion der Tolteken zugeschrieben. Weitere Annahmen wären auch Bauernrevolten, Epidemien sowie Naturkatastrophen.

Auch in unserer Gegenwart schlummern noch viele verdeckte Bauten, überwuchert von Erdschichten des Urwalds und vulkanischer Asche.

Mit dem Jahr 1990, als die klimatischen Veränderungen eine wichtige Rolle im sozialen Bewusstsein unserer Zeit eingenommen hatten, wurde von den Archäologen, Forschern und

Wissenschaftlern eine paradigmatische Wende und die hypothetische Rolle der Kataklysmen akzeptiert.

Der Zusammenbruch der klassischen Maya-Zivilisation im 9. Jahrhundert beschränkt sich nicht nur auf Zentralamerika. Auch in China erfolgte um das Jahr 907 der Niedergang der Tang-Dynastie, größtenteils von den Dürren jener Zeit verursacht, was im Jahre 2008 anhand von Stalaktiten und Stalagmiten nachgewiesen werden konnte, die genauen Aufschluss auf Klimaentwicklungen ermöglichen, was auch aus den Sedimenten an der Küste Venezuelas ersichtlich wurde.

Beginnend mit dem Jahr 760 stellen sich immer länger anhaltende Dürreperioden ein, die in den Jahren 810, 860 und 910 ihre Höhepunkte erreichen. Es wird vermutet, dass der Dürre im Jahre 860 der Untergang der klassischen Maya-Periode zuzuschreiben ist. Diese Klimaveränderungen wur-

den jedoch nicht von Menschen hervorgerufen, sondern gehen auf eine Sonderstellung der Erde gegenüber der Sonne zurück.

Die Erklärung hinkt jedoch etwas: Viele urbane Zentren verschwanden bereits um 696, also viel früher als die einsetzenden Dürreperioden und das vor allem in einer tropisch-feuchten Region – der Petexbatún – benannt nach einem kleinen See in Guatemala, der von dem gleichnamigen Fluss gebildet wird. In dort entdeckten menschlichen Skeletten konnten keine mangelhafte Ernährung, sondern Kampfverletzungen und Unfälle nachgewiesen werden.

Obwohl in anderen trockeneren Regionen die untersuchten animalischen Skelette – auf Jagd zurückzuführen –, diese Tiere zwar äußerst selten geworden, aber nicht gänzlich verschwunden waren.

prächtigen Konzertsaal des Schwarzhäupterhauses. Wagner dirigierte in Riga erstmals mit dem Rücken zum Publikum, was den Unmut seiner Dienstgeber auslöste und diese hinter seinem Rücken die Stelle des Musikdirektors anderweitig vergaben.

EINTAUCHEN IN DIE STADTGESCHICHTE

Der Namensgeber der Stadt an der Düna vor der Mündung in den Golf von Riga war jedoch das Flüsschen Rīdzene (deutsch: Riege), das in der Stadt selbst in die Düna mündet und kaum noch wahrnehmbar erscheint.

Bereits im 12. Jahrhundert, um 1150, gelangten deutsche Kaufleute nach Livland und errichteten nahe Riga einen Handelsplatz. 1201 gründete der Bischof Albert von Buxhoeveden aus Bremen die Stadt Riga, die zur Hauptstadt Livlands und Hanse-Stadt wurde, und rasch wuchs. Das gelang vor

allem durch die sogenannte Ostkolonisation, im Zuge derer die Bischöfe deutsche Ansiedler ins Land zu holen bestrebt waren und diese dort ansässig wurden. Dies erfolgte allerdings mit tatkräftiger Unterstützung der Ritterorden, allen voran vom Schwertbrüderorden und anschließend vom Deutschen Orden, was besonders nach der Kreuzrittervertreibung aus Palästina erfolgreich durchgeführt werden konnte.

Es kam zu kämpferischen Auseinandersetzungen zwischen den Erzbischöfen von Riga und dem Deutschen Orden, wobei die Erzbischöfe im Nachbarstaat Dänemark und beim deutschen Kaiser Schutz suchten. Beim Frieden von Wolmar, nach der Schlacht vom 30. März 1491, erkannte der Erzbischof den Deutschen Orden als die Schutzmacht Livlands an. Nachdem sich Riga für die Reformation entschieden hatte, erlangte die

Stadt um 1570 den Status einer freien Reichsstadt des Heiligen Römischen Reiches. Im Jahre 1587 wurde die erste Druckerei der Stadt von Nicolas Mollyn gegründet, sodass in der Folgezeit zahlreiche Bücher in lateinischer, deutscher und in lettischer Sprache an die Öffentlichkeit gelangten.

Nachdem der schwedische König Gustav Adolf II. 1621 die Stadt eingenommen und der vierzigjährigen polnisch-litauischen Herrschaft ein Ende gesetzt hatte, wurde Riga nach Stockholm die zweitgrößte Stadt im Königreich Schweden. Riga blieb bis ins 18. Jahrhundert schwedisch, nachdem es im Russisch-Schwedischen Krieg (1656–1658) der russischen Belagerung getrotzt hatte. Der Große Nordische Krieg besiegelte jedoch das Schicksal der Stadt und seiner Bevölkerung, denn nachdem in der Schlacht an der Düna (19.7.1701) die

Angriffe der russischen Truppen abgewehrt werden konnten, ergab sich die Stadt am 4. Juli 1710 den russischen Truppen und Riga wurde gemäß dem Frieden von Nystad (1721) dem Zarenreich einverleibt und Sitz des Gouvernements Livland. Fürderhin wurde der Schriftverkehr in der „Russischen Kanzlei“ (Militärbehörden) und in der „Deutschen Kanzlei“ (Landesbehörden) abgewickelt. Gemäß der neuen Stadtverfassung von 1787 wurde der Bevölkerung (Bürgerschaft) ein Mitspracherecht nebst den drei traditionellen „Ständen“ – Magistrat, Große Gilde und Kleine Gilde – zugebilligt.

Riga wurde zu einem wichtigen Hafen und zu einem der bedeutendsten Industriezentren des Zarenreiches erweitert, in dem ein Gemisch von verschiedenen Ethnien sein Auskommen fand: Letten, Deutsche, Russen und religiös gesehen: Christen, Juden, Altgläubige u. a.

Obwohl unter russischer Herrschaft, wurden der Großgrundbesitz und die Kultur bis ins 19. Jahrhundert von der deutschen Oberschicht maßgeblich geprägt. Bis 1891 blieb Deutsch die offizielle Amtssprache und wurde erst dann vom Russischen abgelöst. Die Stadt hat in den beiden Weltkriegen sehr gelitten.

Erst im Zuge der Auflösung der Sowjetunion kann sich Lettland seiner am 21. August 1991 seitens der russischen Regierung erlangten Unabhängigkeit erfreuen und ist ein souveräner Staat geworden, der am 1. Mai 2004 der EU beigetreten ist.

Im deutschsprachigen Theater – die Amtssprache in Riga war Deutsch, weil die Stadt vom deutschen Bürgerstum geprägt und geleitet wurde, obwohl die damalige 60.000 Einwohner zählende Hafenstadt ab Ende des 18. Jahrhunderts zum russischen Gouvernement Livland gehörte –, wurden

im 19. Jahrhundert Konzerte von Clara Schumann, Franz Liszt, Wilhelmine Schröder-Devrient, Anton Grigorjewitsch Rubinstein u. a. gegeben.

Bereits im 18. Jahrhundert wirkte hier von 1764 bis 1769 an der Domschule der Dichter und Kultur-Philosoph Johann Gottfried Herder, an den in der Nähe des Domplatzes ein Denkmal erinnert.

Am rechten Düna-Ufer erstreckt sich Rigas Altstadt, ein historisches Juwel, das nach der Beseitigung der Befestigungsanlagen und der Stadtmauer ausgedehnte Parkanlagen ermöglichte. Der Stadtkanal markiert die Trennung von Altstadt und Neustadt.

Der 1211 von Bischof Albert von Buxthoeven in Auftrag gegebene Bau des Doms, im 14. und 15. Jahrhundert durch Seitenschiffe erweitert, war mehreren Zerstörungen ausgesetzt; seine Orgel gehört zu den mächtigsten ihrer Art weltweit.